

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-336808](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336808)

Vom badischen Brigadestab waren außer General von Vingg auch Oberstleutnant von Grolmann, Hauptmann Kalenberg (1. Adjutant) und Leutnant von Strauß schwer verwundet.

Als die Nacht dem Kampf ein Ende machte, stellte sich beim Abzählen der Toten heraus, daß 28 Offiziere, 1100 Unteroffiziere und Mannschaften an diesem Tage kampfunfähig geworden waren. Nur noch 900 Badener standen in Reih und Glied. Als Marschall Viktor solches erfuhr, begab er sich persönlich zum Markgrafen Wilhelm und lobte ungemein die Tapferkeit der badischen Truppen. „Die Badener sind die einzigen,“ so erklärte Viktor, „auf die man sich verlassen kann.“ Napoleon hat aber im 29. Bulletin vergebessen, der badischen Brigade auch nur ein Wort der Anerkennung zu zollen; das also war des Korps Dank.

Um Mitternacht vom 28./29. November erhielt der Markgraf, der einzige noch kampffähige General, den Befehl zum Abzuge und Abbruch der Brücken. Er erteilte dem Hauptmann von Zech vom Regiment Großherzog den Befehl, die Brücken sofort freizumachen und zu besetzen. Unterdessen beerdigten die übrigen Badener ihre gefallenen Landsleute und lasen ihre Verwundeten auf. Hierauf gingen auch wir Badener als die letzten über diese denkwürdigen Brücken. Auf dem rechten Ufer der Beresina wieder angelangt, ließ der Markgraf sofort aufmarschieren und die Front gegen die Brücken nehmen. Als General Cble,

seinem Befehle getreu, die Brücken zu zerstören begann, spielten sich Verzweiflungsszenen ab, die keine Feder beschreiben kann; denn noch 50 000 Menschen sollen sich auf dem linken Ufer befunden haben.

Die feste, unerschütterliche Haltung unserer badischen Truppen inmitten der allgemeinen Auflösung wurde in erster Linie durch das heldenmütige Beispiel unseres jugendlichen Markgrafen Wilhelm bewirkt, der unausgesetzt für das Wohl seiner Landestinder besorgt war und alles Leid mit ihnen teilte. Darum fanden auch alle Soldaten ihren höchsten Stolz darin, dem allverehrten Führer ihre Treue und Ergebenheit durch unerschütterliche Pflichterfüllung zu beweisen. „Der erst 20-jährige Markgraf,“ so urteilt unser Schlachtenlenker Moltke, „bewährte sich im größten Unglück als ganzer Mann“.

Die Schlacht an der Beresina, d. h. der 28. November 1812, bleibt für alle Zeiten ein Ehrentag des badischen Volkes! Und darum erzählte alljährlich am 28. November der Großvater seinem Enkel von diesem Heldenkampfe der badischen Truppen, weil zu solchen Männern, die in entscheidungsvollen Stunden, auf schwerem Posten der Wucht des Schicksals mit nie gesehenem Heldennut getrozt, weil zu solchen Helden die Nachwelt emporsehnt als zu höheren, gottbegnadeten Wesen. Aus ihren Thaten schöpfen noch späte Enkel die Kraft zu neuem todesmutigen Wagen und Ringen. Sie sind der nieversiegende, mächtig sprudelnde, geheimnisvolle Jungbrunnen reinsten Heldentums.



### Gedenki, daß du ein Deutscher bist.

**G**edenki, daß du ein Deutscher bist!  
Die Mahnung gilt auch unsern Tagen  
Daß nicht durch ew'gen Zank und Zwist  
Die deutsche Einheit wird zerschlagen.

Halt fest am neuerstand'nen Reich  
Und schirme es mit Leib und Leben!  
Von auß' und innen allzugleich  
Gar viele Feinde sich erheben.

Acht deutscher Sprache reines Wort  
Und deutscher Bildung reichen Segen,  
Es ist dein stärkster, bester Hort:  
Ihn sollst du stets mit Liebe pflegen.

Dein Herz soll immer froh ersüh'n  
Für deutsche Treue, deutsche Sitten!  
Ehr' deine Helden groß und küh'n,  
Die für des Reiches Ruhm gestritten!



## Die Pfalzgräfin Liselotte.

Kamerad H. Baumann, Professor in Mannheim.

(Nachdruck verboten.)

Unter allen Frauengestalten des pfälzischen Hauses verdient keine unsere Beachtung in so hohem Grade, wie die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte. Die längste Zeit ihres Lebens mußte sie wider ihren Willen am französischen Königshofe zubringen, an der Seite eines Mannes, den sie nicht lieben, noch weniger achten konnte, inmitten einer Umgebung, die von einer tiefgehenden sittlichen Fäulnis erfaßt war. Und in solchen Verhältnissen zeigte sie sich als ein trefflicher, von keinem unreinen Hauche berührter Charakter, und — was wir als Deutsche ihr zu besonderem Ruhme anrechnen müssen — sie blieb auch in der Fremde ihr Leben lang eine kerndeutsche Frau.

Die Geschichte ihres äußeren Lebens ist eng verknüpft mit der ihrer pfälzischen Heimat. Was sie aber in ihrem Inneren erlebte, was sie gefühlt und gedacht in Freud und Leid, das melden uns die zahllosen Briefe, die sie während eines Zeitraums von fünfzig Jahren an ihre liebsten Verwandten und Freunde geschrieben hat; und diese Briefe lassen uns tief in ihr Inneres blicken, bis auf den Grund ihres Herzens.

Elisabeth Charlotte oder Liselotte, wie man sie im elterlichen Hause nannte, wurde am 29. Mai 1652 geboren als die einzige Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig aus seiner Ehe mit Charlotte von Hessen-Kassel. Infolge der Trennung ihrer Eltern kam sie schon als Kind nach Hannover, um bei der trefflichen Schwester ihres Vaters, der Herzogin Sophie, ihre erste Erziehung zu erhalten. Im neunten Jahre kehrte sie nach Heidelberg zurück. Ihr Vater hatte sich inzwischen mit der zur Kaugräfin erhobenen Freiin von Degenfeld vermählt, und in dieser fand Liselotte eine zweite Mutter. Frisch und munter, nicht selten ausgelassen, aber gesund an Seele und Leib, wuchs sie nun zur Jungfrau heran. Die strenge Zucht und das einfache, fast bürgerliche Leben am Hofe ihres Vaters war nicht dazu angethan, sie in irgend einer Weise zu verwöhnen. Ihr immer

fröhlicher Sinn stand aber auch nicht nach ausgesuchten Vergnügungen; lustige Spiele mit ihren Stiefgeschwistern, das Umherstreifen in Wald und Feld, zu Fuß oder in kühnem Ritt, frei von allem höfischen Zwang, das war nach ihrem Herzen. Noch in hohem Alter gedenkt sie der einfachen Genüsse ihrer Kindheit: „Gott, wie oft habe ich auf dem Berg Kirschen gegessen morgens um fünf Uhr mit ein gut Stück Brot; damals war ich lustiger als ich jetzt bin.“

Auf die fröhliche Jugendzeit folgten aber lange Jahre eines kummervollen Lebens. Zweimal schon hatte der sonst so strenge Vater seinem Liebling nachgegeben und ihr erlaubt, die Fürsten die um ihre Hand geworben hatten, abzuweisen. Da tauchte ein neuer Heiratsplan auf: König Ludwig XIV. von Frankreich beehrte die Pfalzgräfin zur Gattin für seinen Bruder, den Herzog Philipp von Orleans. Obwohl Liselotte gerade diesem Freier am wenigsten ihr Herz schenken konnte, war dem Kurfürsten der Antrag willkommen, denn er glaubte nicht anders, als daß die Verchwägerung mit dem französischen Königshause allein imstande sei, die schwere Gefahr abzuwenden, die seinem Lande von der wachsenden Macht Frankreichs drohte. Deshalb fand er auch wenig Bedenkliches darin, daß seine Tochter die Hand des französischen Prinzen annehmen sollte. Im Jahre 1671, neunzehn Jahre alt, ging sie nach Frankreich, von dem Kurfürsten bis Straßburg begleitet. Den erschütternden Abschied dort hat sie nie vergessen; noch ein halbes Jahrhundert später, als sie Straßburg wieder besuchte, konnte sie nur unter bitteren Thränen an dem Hause vorüberfahren, wo sie ihren Vater zum letztenmal gesehen hatte. Der französische Staat jener Zeit war die tonangebende Macht, der Hof Ludwigs XIV., an dem die Pfalzgräfin von jetzt ab blieb, der glanzvollste Europas. Aber bei allem Stolz auf ihren fürstlichen Rang empfand Liselotte doch bald, daß sie in eine Umgebung gekommen war, in der sie niemals recht heimisch werden konnte. Ihre

gesunde Natürlichkeit und ihr ehrbares Wesen standen in schroffstem Widerspruch zu der Verzertheit und Zuchtlosigkeit, die dort fast alle beherrschte. Am wenigsten machte davon ihr Gatte eine Ausnahme; aber in dem Gefühl der einmal übernommenen Pflicht bezwang Eiselotte ihre Abneigung und suchte Trost in der gewissenhaften Erziehung der

Kinder, welche ihrem Eheband entsprossen. Dem König kam sie mit der Ehrfurcht entgegen, die sie dem gebietenden Herrn schuldig zu sein glaubte; ihr klarer Verstand erkannte aber in ihm auch den bedeutenden Herrscher, und die Beweise seiner Gnade waren ihr darum doppelt willkommen. Um so schwerer kam sie in ein erträgliches Verhältnis zu denen, die ihr, wie sie meinte, die Gunst des Königs zu entziehen suchten. So war ihr namentlich Frau von Maintenon,

die einflussreiche Geliebte Ludwigs XIV., auf's tiefste verhaßt, und sie gab diesem Hasse in den Briefen an die Ihrigen den unverblümtesten Ausdruck. Wohl ging sie hierin zu weit, fortgerissen von ihrem leicht gereizten Wesen, einem Erbeil ihres Vaters. Allein ruhige Gelassenheit konnte man dort nicht von ihr verlangen, wo sie so viel Kummer erleben mußte.

Gleichsam als wolle man ihren heranwachsenden Sohn absichtlich ins Verderben

führen, wählte ihr eigener Gatte zum Erzieher des Prinzen einen der verworfensten Menschen aus seiner unwürdigen Umgebung, und dem unheilvollen Einfluß dieses Erziehers erlag Eiselottens Sohn völlig. Sie konnte es nicht hindern, aber sie scheute sich auch nicht, ihre mütterlichen Rechte auszuüben, wo sie sich dazu befugt glaubte.

Dies führte einst zu einem höchst bemerkenswerten Auftritt. Der junge Herzog sollte sich verloben, aber Eiselotte wollte von der Schwiegertochter, die der König bestimmt hatte, nichts wissen. Als nun dennoch die Verlobung gefeiert wurde, geriet Eiselotte in solchen Zorn, daß sie ihrem Sohne vor versammeltem Hofe eine schallende Ohrfeige gab. Das gute Verhältnis zum König wurde dadurch stark getrübt, und



Elizabeth Charlotte  Palatine du Rbin  
Duchesse d'Orleans

es schlug vollends ins Gegenteil um, als er ihr durch seine äußere Politik schweres Herzleid bereitete.

Schon während des Krieges, den Ludwig XIV. 1674—1678 mit dem deutschen Reiche führte, war die Pfalz von den Franzosen schwer heimgesucht worden, und als bald darauf ihr Vater starb, fühlte sich Eiselotte tief erschüttert in dem Gedanken, daß der Kummer über die französischen Gewaltthaten den

Tod ihres Vaters herbeigeführt habe. Aber das Schlimmste kam erst. Im Jahre 1685 starb auch ihr Bruder, der Kurfürst Karl, und nun erhob der französische König den unerhörten Anspruch auf einen Teil der Pfalz. Dem Wohle ihres Landes hatte Eiselotte einst das Glück ihres Lebens geopfert; jetzt scheute sich Ludwig XIV. nicht, ihren Namen zu mißbrauchen zum Vorwand für einen Verwüstungszug gegen die Pfalz, der selbst die Greuel des 30jährigen Krieges noch weit überbot. Die sonst so heitere Natur der Pfälzerin, die dem Leben stets die beste Seite abzugewinnen wußte, hat die furchtbaren Eindrücke jener Zeit niemehr ganz überwunden; nach vielen Jahren noch schreibt sie: „Wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wieder sehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht mehr würde ausstehen können und vor Thränen vergehen müßte; denn wie alle Unglück dort geschehen bin ich länger als sechs Monate gewesen, daß sobald ich die Augen zugethan, habe ich die Dörfer in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als eine Stunde geweint, daß ich geschlachtet habe.“

In diesen trüben Zeiten blieb ihr als einziger Trost der briefliche Verkehr mit den Lieben in der pfälzischen Heimat, der ihr nun immer mehr zu einem Herzensbedürfnis wurde. Es erregt wohl jedermanns Staunen, wenn er erfährt, daß ihre Briefe, wie sie uns gesammelt vorliegen, mehr als dreißig stattliche Bände füllen. Schon der Umfang dieser Sammlung weist auf die Fülle von Stoff, die uns die Briefe bieten für die Geschichte der Zustände und Sitten jener Zeit, vor allem aber für die Schicksale und die ganze Persönlichkeit Eiselottens. Die Briefe atmen alle eine so köstliche Frische und Lebendigkeit, daß man die Schreiberin leibhaft vor sich sieht; man liest nicht mehr, man hört sie sprechen und glaubt ihr aufs Wort, wenn sie sagt: „Ich nehme kein Blatt vors Maul.“ Sie schmeichelt wahrhaftig nicht; schildert sie doch selber ihr Aeußeres folgendermaßen: „Ich habe kleine Augen, kurze, dicke Nase, platte, lange Lippen, große, hangende Backen, ein groß Gesicht und bin gar klein von Person, dick und breit; Summa Summarum, ich bin ein gar häßlich Schätzchen.“ In frühlicher Laune liebte sie solche Uebertreibungen; von einer ihrer Kammerfrauen sagte sie einmal: „Sie sprach wie eine Ent und hatte ein

Gesicht wie eine vertretene Krott.“ Diese Art der Sprache voll Witz und malerischer Derbheit zeigt aber auch die echte Pfälzerin, die sie in ihrem ganzen Wesen zeitlebens blieb. Die Erinnerung an die Pfalz, namentlich an Heidelberg, Schwetzingen und Mannheim war ihr tief ins Herz gegraben; einmal schreibt sie an ihre Stiefschwester: „Mannheim ist ein warmer Ort; ich erinnere mich, daß wir einmal in der Mühlau zu Nacht aßen, den 1. Mai. Alles war ganz grün. Es kam ein schreckliches Donnerwetter, als wenn Himmel und Erde sich aufthun wollten. Guer Frau Mutter wurde bang; aber sie konnte doch das Lachen nicht halten, als sie die Grimassen sah, so die Furcht meiner Hofmeisterin, der Jungfer Kolbin, zuwege brachte.“ Die „grüne“ Mühlau würde die Pfalzgräfin heute vergeblich suchen; eher würde sie Schwetzingen wiedererkennen, wo ja auch heute noch „unerhört viel Schnacken seind.“ Wie Eiselotte keine Lust für gesünder hält als die auf dem Heidelberger Schlosse, so steht ihr auch die pfälzische Küche hoch über der französischen: „Ich kann weder Thee, Staffee noch Chokolade vertragen; Thee kommt mir vor wie Heu; man hat hier auch keinen braunen Kohl, noch gut Sauerkraut. — Sauerkraut mit Hecht, ein guter Krautsalat mit Speck, diese delikaten Speisen sind meine Sach.“

Wenngleich sie auch dieser Aeußerlichkeiten des Lebens gerne gedenkt, so geht sie doch in solchen Erinnerungen nicht auf. Auch ist es nicht das pfälzische Wesen allein, sondern das deutsche überhaupt, das ihr ins Herz geschlossen blieb, und dies in einer Zeit, wo die Vorliebe für französische Art die vornehmen Kreise Deutschlands fast schon völlig beherrschte. „Ich halte es für ein großes Lob,“ schreibt sie, „wenn man sagt, daß ich ein deutsches Herz habe und mein Vaterland liebe; dies Lob werde ich, ob Gott will, suchen, bis an mein Ende zu behalten.“ Sie kann es daher auch nicht begreifen, wie Deutsche ihre Kinder nach Frankreich schicken mochten, wo sie „statt was gutes lauter Untugenden lernen.“ Noch im Jahre 1706 schreibt sie: „Könnte ich mit Ehren nach Deutschland, so würdet ihr mich bald sehen; Deutschland war mir lieber und fand es angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nicht, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit.“ Diese deutsche Gesinnung aber hält sie nicht etwa nur Frankreich gegenüber aufrecht; auch ihren

deutschen Verwandten, die in England lebten, kann sie es nicht verzeihen, daß sie von ihrem Vaterlande so wenig halten: „ein rechter, aufrichtiger Deutscher ist besser als alle Engländer miteinander. Die anders als deutsch sein wollen und ihre Nation verachten, die so seyn, daugen in der Regel kein Haar.“

Solche Aussprüche machen es begreiflich, daß man zu Versailles die Fürstin, die von so ausgeprägter deutscher Gesinnung beseelt war, mit Ingrimm die siere Palatine nannte, die stolze Pfälzerin: eine Benennung, die zum Ehrennamen für sie geworden ist.

Mit Ludwig XIV. versöhnte sich Elisabeth erst nach Jahren wieder, zunächst freilich mehr äußerlich, aus Anlaß des Todes ihres Gemahls im Jahre 1701. Als aber der König das Glück seines Reiches wie seines Hauses erblichen sah, da trat ihm Elisabeth in warmer Teilnahme immer näher. Jetzt lernte er sie in ihrem ganzen Werte kennen; ihr ungeheucheltes Mitgefühl rührte ihn, und noch auf dem Totenbett versicherte er sie, er habe sie stets gern gehabt, mehr als sie gemeint.

Nach dem Tode des Königs wäre es Elisabeth Charlotte möglich gewesen, eine politische Rolle zu spielen; denn ihr Sohn wurde nun Regent an Stelle des noch unmündigen Enkels Ludwigs XIV. Allein sie schreibt: „Ich habe mir vorgefetzt, mich in nichts in der Welt zu mischen. Frankreich ist gar zu lange leider durch Weiber regiert worden; ich will nicht die Ursach sein, was mich anlangt, daß man daselbige von meinem Sohne sagen kann. Ich will das gut Exempel geben, meinem Sohn dadurch die Augen zu öffnen, sich von keinem Weib, welches es auch sein mag, verzeihen zu lassen.“ Bei aller Zurückhaltung

aber war ihr doch kein sorgenloser Lebensabend beschieden. Sie sah die Stellung und sogar das Leben ihres Sohnes von feindlichen Parteien bedroht, und ihr mütterliches Herz litt schwer darunter. Denn mochte ihr der Sohn auch manchen Kummer bereitet haben durch seinen Lebenswandel, so liebte sie ihn doch noch immer mit Zärtlichkeit. „Mich dünkt,“ schreibt sie einmal, „man kann seine Kinder nicht vergessen, was sie einem auch zuleid thun mögen.“ Sie hatte denn auch die Genugthuung, daß der Sohn für diese Liebe sich dankbar erwies und ihr die letzten Lebenstage freundlich zu gestalten suchte. „Seine Visiten,“ sagt sie, „sind mir gesunder als das Quinquina (ein Arzneimittel); sie thun mir nicht wehe im Magen und erfreuen mir das Herz; er verzehlt mir als etwas Possierliches, so mich lachen macht. denn er hat Verstand und verzehlt gar artig.“

Am 8. Oktober 1722 beschloß Elisabeth ihr Leben, betrauert von nicht wenigen selbst desjenigen Landes, in welchem sie sich stets fremd gefühlt hatte. Der Herzog von Saint-Simon, einer ihrer bedeutendsten Zeitgenossen, schildert sie in folgendem Bilde: „Eine Fürstin ganz aus der alten Zeit, anhänglich an Tugend, Ehre, Rang und Größe; in Sachen des Anstandes unerbittlich; eine treffliche und treue Freundin, zuverlässig, wahr, gerade, derb; in allen ihren Sitten sehr deutsch und bieder.“ Und Massillon, der von Ludwig XIV. hochgeachtete Prediger, durfte an ihrem Grabe sagen: „Hier ist ein Fürstenleben, von dem man ohne Furcht den Schleier wegziehen kann. Ein edler Freimut, den die Höhe so selten kennen, machte sie dem König lieb und wert; er fand bei ihr, was die Könige sonst selten finden, die Wahrheit.“

## Des Kindes Sehnen.

In stiller Kammer ruht das Kind,  
Es braust das Meer, es faust der Wind.  
Die Mutter vor dem Bettchen kniet  
Und singt ein stilles Abendlied.  
Auf einmal ruft's: „Lieb' Mütterlein,  
Kommt denn mein Vater noch nicht heim?“  
„Sei still, mein Kind, und bet' für ihn,  
Dein Vater muß zum Kampfe zieh'n.“

In stiller Kammer ruht das Kind,  
Es braust das Meer, es faust der Wind.  
Die Mutter vor dem Bettchen kniet  
Und singt ein stilles Abendlied.



Und wieder ruft's: „Lieb' Mütterlein,  
Kommt denn mein Vater noch nicht heim?“  
„Sei still, mein Kind, es naht die Nacht,  
Dein Vater kämpft in blut'ger Schlacht.“

In stiller Kammer ruht das Kind,  
Es braust das Meer, es faust der Wind.  
Die Mutter vor dem Bettchen kniet  
Und weinend singt sie 's Abendlied.  
Und wieder ruft's: „Lieb' Mütterlein,  
Kommt denn mein Vater noch nicht heim?“  
„Sei still, mein Kind, schließ d' Auglein zu,  
Dein Vater liegt zur ew'gen Ruh.“